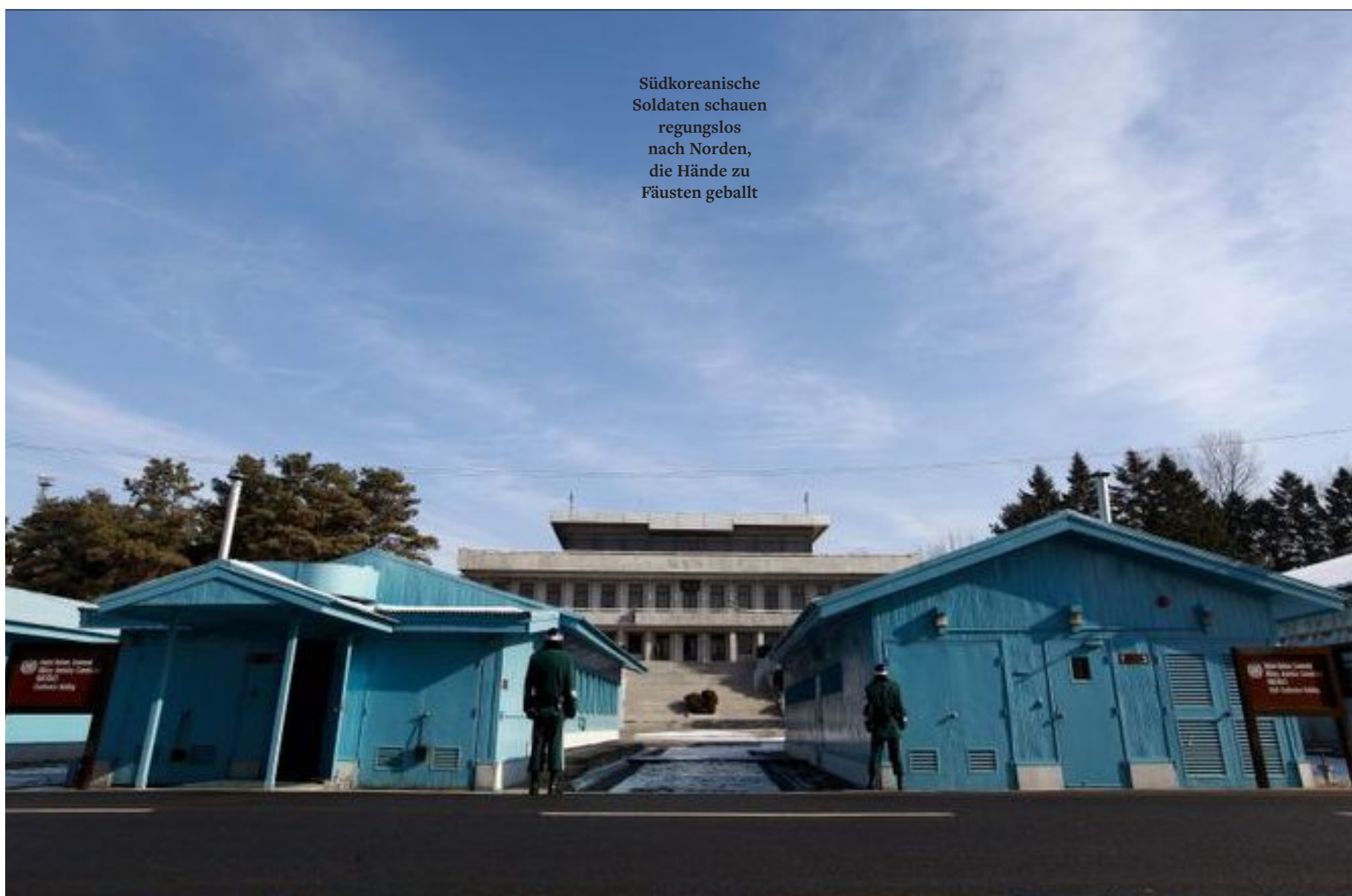


POLITIK



Südkoreanische Soldaten schauen regungslos nach Norden, die Hände zu Fäusten geballt

MONA CONTZEN

PANMUNJOM

Los geht's, schauen wir uns ein paar Nordkoreaner an!" Gina Lee klatscht in die Hände und sieht sich Beifall heischend im Bus um. Die Touristenführerin begleitet Besucher in die Demilitarisierte Zone (DMZ) zwischen Nord- und Südkorea, die seit der Aufkündigung des Nichtangriffspaktes durch die kommunistische Führung im Norden die wohl gefährlichste Grenze der Welt markiert. Besucher der „Joint Security Area“, der gemeinsamen Sicherheitszone in Panmunjom, müssen unterschreiben, dass sie sich des tödlichen Risikos im „Feindgebiet“ bewusst sind. Die Soldaten beider Seiten stehen sich hier, nur eine Autostunde von der südkoreanischen Hauptstadt Seoul entfernt, in Sichtweite gegenüber.

Ein Soldat steigt in den voll besetzten Reisebus. Die Augen hinter den dunklen Gläsern seiner Sonnenbrille versteckt, kontrolliert er ohne eine Regung die Pässe der Insassen. Fast eine halbe Million Menschen besuchen diesen inneren Kreis des Sperrgebiets jedes Jahr. Keine schützende Mauer, keinen Zaun, nur eine schmale Grenzmarkierung gibt es hier, kaum höher als eine Bordsteinkante. Dazwischen drei kleine himmelblaue Baracken, die von beiden Seiten betreten werden können. Der Schritt nach Nordkorea, vorbei an den wachhabenden Soldaten quer durch den sterilen Konferenzraum, ist überraschend unspektakulär. Der Feind lauert draußen. Einsam und steif auf einer breiten Treppe, in olivgrüner Uniform, mit einem Fernglas. Hinter den verhängten Fenstern des grauen Betonklotzes regt sich nichts.

Viel gibt es hier nicht zu sehen. Doch für die Südkoreaner ist die Hilfslosigkeit, die sich in den geballten Fäusten der Soldaten zu spiegeln scheint, nur schwer zu ertragen. „Es bricht mir das Herz“, murmelt ein junger Mann, der mit einer japanischen Gruppe angereist ist. Seit dem Ende des Koreakriegs und der Teilung des Landes haben viele Koreaner Familienmitglieder auf beiden Seiten. Einen Informationsaustausch gibt es, wenn überhaupt, nur sporadisch über chinesische Schmuggler. „Es ist eine Schande“, sagt der Koreaner, der das Gebiet nur besuchen darf, weil er in Übersee lebt und damit nicht unter pauschalem Spionagedverdacht steht. „Ich habe viele Freunde, die aus Nordkorea geflohen sind. Ihre Heimat liegt quasi in Sichtweite, aber sie dürfen ihre Verwandten nicht besuchen.“ Auch die Möglichkeiten des demokratischen Südens, den bitterarmen Menschen im Norden zu helfen, sind begrenzt. Die kommunistische Propaganda hat keinen Platz für Mitleid. Im Gegenteil: „In Nordkorea heißt es, dass wir den Süden retten müssen, weil er von Amerika kontrolliert wird“, sagt Younghee. Vor zwei Jahren ist die Nordkoreanerin vor dem repressiven System und vor der Armut in den Süden geflohen – ohne ihren Mann. Jetzt erzählt sie als eine von etwa 25.000 nordkoreanischen Überläufern den Touristen ihre Geschichte. Ihren wahren Namen will die kleine, lächelnde Frau nicht verraten. Zu groß ist die Angst davor, dass dann andere für ihre Taten büßen müssen. Denn obwohl der neue Diktator Kim Jong-un den kostspieligen und gefährlichen

Ausflug an die gefährlichste Grenze der Welt

In der Demilitarisierten Zone zwischen Nord- und Südkorea kann schon ein Fingerzeig Schüsse provozieren



Der Flaggenmast auf der nordkoreanischen Seite der knapp 250 Kilometer langen und vier Kilometer breiten Demilitarisierten Zone ist 160 Meter hoch



chen Konfrontationskurs seines Vaters offiziell beenden wollte, sei seit dem Tod von Kim Jong-il alles nur noch schlimmer geworden, sagt Younghee.

Während das tatsächliche Ausmaß der humanitären Probleme in Nordkorea der Weltöffentlichkeit weitgehend verborgen bleibt, schüren die offiziellen Drohgebärden der Diktatur die Angst vor einem offenen Krieg. Als Antwort auf die jüngste Ausweitung der UN-Sanktionen verkündete Pjöngjang den Ausbau seines Atom- und Raketenprogramms. Die gerade erst Anfang des Monats begonnene gemeinsame Militärübung der verbündeten Amerikaner und Südkoreaner bezeichnet das Regime im Norden als „Kriegshetze“, das eigene Militär brenne auf eine „Aktion der Gerechtigkeit und erbarmungslosen Vergeltung“. Zudem kündigte Pjöngjang das 60 Jahre alte Waffenstillstandsabkommen mit dem Süden, eine Entscheidung, die die Regierung in Seoul allerdings nicht akzeptieren will – eine einseitige Kündigung sei im Vertrag nicht vorgesehen.

Dabei sollen die polierten Holztische in den himmelblauen Baracken von Panmunjom eigentlich für Verhandlungen zwischen Nord und Süd genutzt werden. Doch es herrscht Funkstille. Eine wichtige Telefonverbindung, über die Pjöng-

jang und Seoul bisher täglich kommuniziert haben, ist seit gut einer Woche unterbrochen. Sogar Augenkontakt ist den reglosen Soldaten, die durch tiefschwarze Sonnenbrillen an der Grenze gen Norden starren, verboten. Nur der Gefreite Beasley aus West Virginia, der vor seiner Ankunft „null“ über den schwelenden Konflikt wusste, kaut Kaugummi und hat die Daumen lässig im Gürtel eingehakt. Der Amerikaner ist Teil der UN-Truppen in Panmunjom, insgesamt sind dort 700 südkoreanische und ausländische Soldaten stationiert.

Beasley ist als „Babysitter“ verantwortlich für die Touristen und ihre Sicherheit. Hin und wieder bellt der junge Mann mit der kugelsicheren Weste Kommandos: Die Besucher müssen in Reih und Glied stehen, ordentlich gekleidet sein, dürfen nicht winken oder Richtung Norden zeigen. „Wenn wir hier in zerrissenen Jeans stehen, machen die Nordkoreaner Fotos und erzählen dem Volk: Die im Süden können sich nicht einmal vernünftige Kleidung leisten“, erklärt Gina Lee. Schlimmer noch: Ein Fingerzeig könne gar Schüsse auslösen. Das Regelwerk macht klar: Nichts soll den angriffslustigen Feind provozieren oder Anlass zu antiwestlicher Propaganda liefern. Dabei scheint es, als brauche Nord-

korea ohnehin keine weiteren Provokationen für eine Militäraktion gegen den Süden. Das gemeinsame Manöver von amerikanischem und südkoreanischem Militär wird noch bis Ende April dauern. Schon drei Mal, zuletzt 2009, kam es kurz nach solchen Großübungen zu Seegefechten zwischen Truppen aus Nord und Süd. Und Menschen starben.

Der Kriegszustand, in dem sich die Bruderstaaten seit 1953 formal befinden, ist in dem vier Kilometer breiten Niemandsland mitten auf der koreanischen Halbinsel allgegenwärtig. Panzerkolonnen donnern in Richtung Kontrollpunkt, an Stacheldrahtzäunen und Aussichtspunkten, die einen dunstigen Blick auf die Felder und Büsche des Nordens bieten, patrouillieren Soldaten in Tarnkleidung. Bisher wurden vier geheime Tunnel entdeckt, die unter der Grenze verlaufen und bei einer militärischen Invasion stündlich 30.000 nordkoreanische Soldaten in den Süden hätten bringen können. Wie viele dieser unterirdischen Gänge es noch geben mag, weiß niemand. In den dritten Tunnel, dessen Ausgang auf südkoreanischer Seite nur 52 Kilometer von Seoul entfernt liegt, führt eine 400 Meter lange Betonröhre steil hinunter. Der feuchte Gang unter der Grenze ist so niedrig, dass die blauen und gelben Schutzhelme der Besuchergruppen immer wieder geräuschvoll gegen die Steine stoßen. Fotoapparate sind hier verboten. Im Felsen sind noch die Löcher zu erkennen, in denen die Dynamitstangen gesteckt haben müssen. Ihre Ausrichtung straft das nordkoreanische Regime Lügen, das den Tunnelbau als eine Maßnahme des Gegners verteuftelt hatte. Erst nach einigen Hundert Metern versperrt eine Stahlтруbe den engen Durchgang, der Stacheldraht ist mit einer roten Lichterkette in Szene gesetzt. Dahinter: Feindesland.

Die Entdeckung der Invasionstunnel ist nur eine Episode aus der 60-jährigen Geschichte der Demilitarisierten Zone. Regelmäßig kam es hier seit Ende des Koreakriegs zu gewaltsamen Zusammenstößen: von eindringenden Guerillas bis hin zum sogenannten Axt-Zwischenfall von 1976, bei dem Nordkoreaner im Streit über das Beschneiden eines Baumes zwei amerikanische Soldaten erschlugen. Zwei kleine Dörfer inmitten des Sperrgebietes eine trügerische Normalität vorgaukeln, dominiert bombastische Rhetorik. Die Einwohner des „Freiheitsdorfes“, die auf südkoreanischer Seite bei der Feldarbeit von Soldaten beschützt werden, blicken direkt auf eine wahrscheinlich unbewohnte Ansammlung von Häusern jenseits der Grenze, das „Propagandadorf“. Die Nordkoreaner nennen es ihr „Friedensdorf“ und demonstrieren als Antwort auf die südkoreanische Flagge, die gegenüber weht, mit einem 270 Kilo schweren Exemplar ihre Stärke. Die Fahnenmasten der beiden Orte ragen wie Mahnmale in die Höhe. Das Symbol der Teilung und gleichzeitig einziges Sinnbild der Hoffnung ist ausgerechnet ein Geisterbahnhof – hochmodern, mit viel Glas und Spiegelflächen. Das Gleis mit der Aufschrift „Nach Pjöngjang“ wird von zwei Soldaten bewacht. Tickets gibt es hier nur für die Besichtigung, die Züge, die an der Station Dorasan ankommen, sind leer. Trotzdem sind die Schienen im Moment die einzige Verbindung, die es zumindest theoretisch noch zwischen Nord und Süd gibt.

„Kim Jong-un ist noch weniger berechenbar“

Südkoreas Ex-Außenminister Yoon warnt davor, Nordkoreas Diktator zu verharmlosen

Die Lage in Korea ist angespannt, seit der junge nordkoreanische Diktator Kim Jong-un seine Kriegsdrohungen verschärft hat. Sören Kittel sprach darüber mit Südkoreas Ex-Außenminister Yoon Young-kwan.

DIE WELT: Herr Yoon, als Sie kürzlich in Seoul das Flugzeug nach Berlin bestiegen, während Nordkoreas Diktator mit Atomschlägen drohte – haben Sie sich da Sorgen gemacht?

YOON YOUNG-KWAN: Ich habe mir schon Sorgen gemacht, aber bin nicht in Panik geraten. Wir Südkoreaner haben uns an die Rhetorik aus Nordkorea gewöhnt. Das heißt aber nicht, dass es nicht auch Menschen gibt, die Angst vor der Möglichkeit haben, dass verbale Attacken auch zu militärischen Provokationen führen können, wie zuletzt 2010.

Damals gingen Dutzende nordkoreanische Granaten auf die südkoreanische Insel Jonpjong nieder. Menschen starben, Häuser brannten. Denken Sie, die südkoreanische Regierung hat damals richtig reagiert? Nun, lassen Sie es mich so sagen: Viele Südkoreaner waren damals mit der Regierung unzufrieden, weil sie sich nur auf die Diplomatie der UN verlassen habe. Vor allem das Militär stand im Fokus der Kritik. Gerade deshalb, denke ich, wäre die Reaktion viel resoluter, wenn Südkorea noch einmal angegriffen würde. Das Militär würde dann zurück schlagen, und die Situation könnte außer Kontrolle geraten. Dann könnte sich ein lokaler Konflikt in eine große Krise verwandeln. Darüber machen sich derzeit viele Südkoreaner Sorgen.

Und wie ernst sehen Sie selbst die Lage?

Es ist auf jeden Fall viel ernster als frühere Krisen mit den nordkoreanischen Führern Kim Il-sung oder Kim Jong-il. Gerade Letzterer war ein sehr erfahrener Politiker mit viel Gespür für das Kräfteverhältnis zu Südkorea, Japan, China und den USA. Der neue Führer Kim Jong-un hat seine Fähigkeit zur Diplomatie noch nicht bewiesen. Wir haben keine Ahnung, wozu er fähig ist. Darum fühlen wir uns bedroht. Wir wissen nicht, ob er klug handeln wird.

Welche Rolle spielen die Atomwaffentests in diesem Zusammenhang? Der dritte Test war offenbar ein Erfolg. Das machte Kim Jong-un wohl dreister und unberechenbarer als jemals zuvor. Dieser junge Führer ohne viel Erfahrung will den Staat lenken und fühlt sich gerade so, als ob ihm kein anderes Land etwas anhaben könne – selbst wenn er einen Schlag gegen Südkorea führen würde wie 2010. Er sieht sich als Atommacht, und wer würde solch ein Land angreifen? Ich nenne diesen psychologischen Effekt der Unbesiegbarkeit das „nukleare Syndrom“.

Wäre das zu verhindern gewesen?

Die nukleare Diplomatie der letzten zehn Jahre hat sich jedenfalls als Fehler erwiesen. Die westlichen Länder haben mit sanften Mitteln versucht, Nordkorea davon abzubringen, eine Atombombe zu bauen. Aber es wurde alles nur schlimmer. Auf Plutonium basierende Waffen konnten sie schon vorher herstellen, jetzt aber haben sie auch Bomben auf der Basis von angereichertem Uran.

Gerade jetzt beginnt Südkorea mit den USA gemeinsame militärische Übungen, die mehrere Wochen dauern. Ist das die richtige Zeit dafür?

Wir haben diese Übungen seit Langem durchgeführt, und gerade jetzt ist es wichtig, ein starkes Signal an Pjöngjang zu senden. Wenn sie jetzt etwas tun, dann wäre die Antwort eine heftige. Sie wissen, sie müssen dann bezahlen.

Sie gaben 2004 ihr Amt als Außenminister ab, weil Sie eine Relativierung des südkoreanischen Verhältnisses zu den USA nicht mittragen wollten. Wie wichtig ist diese Beziehung? Sehr wichtig. Diese Verbindung hat uns in den letzten 50 oder 60 Jahren vor einem großen Angriff aus Nordkorea geschützt. Ohne diese Abschreckung wäre unsere Wirtschaft nie so schnell gewach-

sen. Man kann diese Allianz auch für die Zukunft nicht hoch genug bewerten.

Hat die aktuelle Krise möglicherweise etwas mit der Wahl Ihrer neuen Präsidentin Park Geun-hye zu tun?

Nein, das glaube ich nicht. Die Atomwaffentests begannen schon lange davor. Andererseits hat Nordkorea nach Obamas Wahl etwas ähnliches getan: Kurz nach seiner Amtsübernahme 2009 waren noch einige Positionen in der US-Regierung unbesetzt – ausgerechnet in dieser Zeit hat Pjöngjang den zweiten Atomwaffentest durchgeführt und Raketen gestartet. All das war ihnen von den UN verboten worden. Damit haben sie Obama die Option genommen, eine andere Haltung gegenüber Nordkorea zu entwickeln. Diese Typen sind seltsam in dieser Hinsicht. Sie können keine Situation entstehen lassen, in der eine neue Politik entstehen kann, sowohl in Südkorea als auch in den USA. Sie provozieren genau zu Beginn einer neuen Führung.

Glauben noch viele Südkoreaner an eine friedliche Wiedervereinigung?

Viele sind desillusioniert und haben mit ihren privaten Problemen genug zu tun. Es steht nicht sehr im Fokus, auch wenn die Medien noch immer viel über den Norden berichten und der Süden immer wieder auf Familienzusammenführungen drängt. In den Augen vieler Südkoreaner haben die Führer des Nordens noch nicht verstanden, wie die Welt heutzutage funktioniert. Gerade junge Menschen sind enttäuscht von der Starrheit dieser verstaubten Führung.

Haben Sie selbst auch Verwandte in Nordkorea?

Meine Schwiegermutter hat sechs Geschwister im Norden. Seit 60 Jahren hat sie keinen davon getroffen. Seit sie Nordkorea verlassen hat. Es ist eine Tragödie. Kürzlich durfte sie ihren Neffen zum ersten Mal sehen. Durch ihn konnte sie mehr über ihre Familie erfahren. Es gibt auch Menschen, die sich Nordkorea verbunden fühlen, obwohl sie dort keine Familie haben. Die Medien berichten häufig über solche Fälle.

Sie sind jetzt für ein halbes Jahr als Gastprofessor in Berlin. Was wollen Sie hier erforschen?

Deutschland war geteilt und wurde wiedervereint. Ich bin an der Diplomatie um 1989 interessiert. Ich möchte die Implikationen dieser deutschen Erfahrung für eine mögliche Wiedervereinigung Koreas untersuchen, auch die soziale Marktwirtschaft und ihren Einfluss auf das vereinte Deutschland und die europäische Integration. Viele Koreaner machen sich Sorgen, dass wir eine Wiedervereinigung nicht bezahlen könnten. Südkorea ist nicht so reich wie Deutschland damals. Aber eine Vereinigung ist mehr als ein Wirtschaftsproblem, es wäre ein historisches Ereignis. Es hat mit der Seele eines Landes zu tun, mit der Kultur.

Waren Sie an der Berliner Mauer?

Ja, am meisten beeindruckt hat mich an dem Mauerstück die Oberseite. Sie war rund, darüber habe ich lange nachgedacht. Wir haben Stacheldraht und Minenfelder, aber dieses runde Stück, das ein Besteigen unmöglich machen soll, hat mich so traurig gemacht. Ich musste an den Moment denken, als ich vom Mauerfall hörte. Ich lebte gerade in den USA und dachte, wow, jetzt verändert sich die ganze Welt. Ich beneide Sie dafür, dass diese Mauer jetzt weg ist.

Das haben Demonstranten erreicht. Ist das auch in Nordkorea möglich?

Das wird dauern, aber die Mentalität der Nordkoreaner hat sich mehr gewandelt, als das im Westen wahrgenommen wird. Die Erweiterung des Marktes hat viel verändert, vor allem seit der Hungersnot Mitte der 90er-Jahre. Damals starben zwei bis drei Millionen Menschen. Heute hängt die Versorgung von 80 Prozent der Nordkoreaner vom Markt ab. Da ist Geld wichtiger als Ideologie. Das kann viel zum Guten verändern.

Werden Sie die Vereinigung noch erleben?

Ich denke ja. Oder besser: Ich hoffe es.



ZUR PERSON

Yoon Young-kwan (52) war von 2003 bis 2004 Außenminister Südkoreas. Er trat zurück, weil er in der Politik seiner Regierung Nachteile für das Verhältnis zu den USA sah. Derzeit erforscht er in Berlin die deutsche Wiedervereinigung.

Haben Sie selbst auch Verwandte in Nordkorea? Meine Schwiegermutter hat sechs Geschwister im Norden. Seit 60 Jahren hat sie keinen davon getroffen. Seit sie Nordkorea verlassen hat. Es ist eine Tragödie. Kürzlich durfte sie ihren Neffen zum ersten Mal sehen. Durch ihn konnte sie mehr über ihre Familie erfahren. Es gibt auch Menschen, die sich Nordkorea verbunden fühlen, obwohl sie dort keine Familie haben. Die Medien berichten häufig über solche Fälle.